

A black and white portrait of a man, Joseph Schmidt, wearing a dark pinstriped suit jacket, a white shirt, and a dark tie. He is looking slightly to the right of the camera with a subtle smile. The background is dark and indistinct.

Alfred A. Fassbind

Joseph  
Schmidt –  
Sein Lied  
ging um  
die Welt

rüffer & rub biografie

**rüffer & rub** biografie



Alfred A. Fassbind

**Joseph  
Schmidt –  
Sein Lied  
ging um  
die Welt**

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Die Originalausgabe erschien erstmals 1992 unter dem Titel »Joseph Schmidt. Ein Lied geht um die Welt – Spuren einer Legende. Eine Biografie«, Schweizer Verlagshaus in Zürich.

Eine erste überarbeitete Auflage des Buches erschien im Herbst 2012 im Römerhof Verlag, Zürich

Zweite überarbeitete Auflage Herbst 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich  
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Arnhem, AkkuratStd

Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga

Papier: Munken print white, 80 g/m<sup>2</sup>, 1.8

Alle Abbildungen: Joseph-Schmidt-Archiv, Oberdürnten

Cover: Privatfoto; S. 2: Foto Fayer Wien

ISBN 978-3-906304-88-5

<b>1</b>	<b>Herkunft und Jugend (1904–1924) .....</b>	<b>9</b>
<b>2</b>	<b>Studium in Berlin, Militärzeit, erste Erfolge (1924–1929)..</b>	<b>25</b>
<b>3</b>	<b>Berlin: Ein neuer Stern unter den Tenören (1929) .....</b>	<b>33</b>
<b>4</b>	<b>»Liebling des deutschen Volkes« (1930–1933) .....</b>	<b>53</b>
<b>5</b>	<b>Der Jude Schmidt – Spielball der Politik (1933).....</b>	<b>72</b>
<b>6</b>	<b>Die Jahre der großen Konzerte .....</b>	<b>99</b>
<b>7</b>	<b>Dem Zenit entgegen ... (1935–1936) .....</b>	<b>114</b>
<b>8</b>	<b>Filme in England – Erfolge in Amerika (1936–1938) .....</b>	<b>136</b>
<b>9</b>	<b>Emigration nach Belgien (1938–1940).....</b>	<b>173</b>
<b>10</b>	<b>Flucht nach Frankreich (1940–1942) .....</b>	<b>194</b>
<b>11</b>	<b>Gerettet – Zürich (1942) .....</b>	<b>212</b>
<b>12</b>	<b>Lagerleben (1942) .....</b>	<b>221</b>
<b>13</b>	<b>»Man hält mich wohl für einen Simulanten« (1942).....</b>	<b>227</b>
<b>14</b>	<b>Ein Stern erlischt (1942).....</b>	<b>240</b>

**Epilog – die wichtigsten Personen betreffend .....247**  
**Das Joseph-Schmidt-Archiv .....255**

ANHANG

**Die wichtigsten Daten (1904–1942).....259**  
**Nachruhm (1955–2013) .....261**  
**Repertoire (43 Partien) .....264**  
**Literatur .....266**  
**Diskografie.....266**  
**Dank.....267**  
**Personenregister .....269**

*Für Mutsch*

*»Wer kein Herz hat, kann auch keine seelenvolle Stimme haben«  
Joseph Schmidt*

## 5

### Der Jude Schmidt – Spielball der Politik (1933)

Landesweit hörte man im Rundfunk eine einzige Stimme, auf strikten Befehl der Regierung von allen Stationen übertragen – die Stimme Hermann Görings: »Der 30. Januar 1933 wird in der Geschichte des deutschen Volkes als der Tag bezeichnet werden, da eine neue Nation aufbrach und abtat alles an Schmach und Schande der letzten vierzehn Jahre. Möge das deutsche Volk den heutigen Tag ebenso freudigen Herzens aufnehmen, wie Hunderttausende es tun, die mit neuer Hoffnung, mit neuem Glauben beseelt, nun einer besseren Zukunft entgegengehen. Neu werden sich wieder alle Hände rühren, das Vertrauen wird zurückkommen – und so können und dürfen wir hoffen, dass die Zukunft das bringen wird, worum vergebens in der Vergangenheit gerungen wurde: Brot und Arbeit für die Volksgenossen – Freiheit und Ehre für die Nation.«

Ein letztes Mal steht Joseph Schmidt am 20.2.1933 im Sendestudio, um unter der Leitung des Dirigenten Max von Schillings, dem Schöpfer der damaligen Erfolgsoper »Mona Lisa«, und an der Seite des großen Bassisten Ivar Andresen den Nur-

redin in Peter Cornelius »Barbier von Bagdad« zu gestalten. Nur eine Woche später verwehrte man Schmidt den Zutritt zum Funkhaus. Hans Bredow hatte die Zeichen der Zeit erkannt und bereits um seine Entlassung gebeten. Ohne Begründung waren über Nacht sämtliche Verträge hinfällig geworden, die Schmidt für das laufende Jahr abgeschlossen hatte – nichtarische Künstler waren nun offiziell unerwünscht. Auch Mentor Bronsgeest stand solchen Tatsachen ohnmächtig gegenüber. Zwar versuchte er noch einige Zeit, jüdische Künstler zu beschäftigen, handelte sich damit aber nur Probleme ein; wegen seines Ungehorsams wurde er noch im gleichen Jahr durch einen »Linientreuen« ersetzt. Nachdem am 21. März, dem berüchtigten »Tag von Potsdam«, die Ausschaltung des Parlaments besiegelt wurde, verfügte Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, vier Tage später die Gleichschaltung von Presse, Rundfunk und Film.

Die Folgen waren bald zu spüren. Unter den Schallplattenneuheiten machten Lieder wie »Deutschland, erwache« und »Deutschland, blühe neu auf« die Runde, von Schmidts Tenorkollegen Franz Völker bereits 1932 in überzeugendem Marschrhythmus eingespielt. Mit ähnlichen Propagandatiteln profilierten sich Gesangsgrößen wie Gerhard Hüsch, dessen Diskographie damals so aktuelle Lieder wie »Das Hakenkreuz« verzeichnet. Mehr und mehr musikalische Nazipropaganda drängte auf den Markt: Willi Domgraf-Fassbaender nahm 1933 den Titel »Heil, mein Führer« auf; Marcel Wittrisch sandte gar ein Stoßgebet zum Himmel: »Gott segne unsern Führer«. Aus welchen Gründen und in welchem Umfang auch immer so hochrangige Künstler dem Hitlerwahn verfallen waren: Nach dem Krieg wollten sie alle nichts »davon« gewusst, oder stets nur ihrer Kunst gelebt haben. So liest es sich denn wie blanker Hohn, wenn Marcel Wittrisch zu Beginn der 1950er-Jahre in einem Leserbrief formuliert: »... sofort fuhr ich nach 1945 in die Flüchtlingslager und gab Konzerte – sah meinen Beruf als Mission an unter dem Motto ›Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens ist des Künstlers Beruf‹ ...«

Mit dem staatlich verordneten Judenboykott vom 1. April wurden nicht nur Künstler, sondern auch Ärzte und Anwälte, in öffentlichen Diensten und in der wissenschaftlichen Forschung tätige Fachleute arbeitslos. Da, wo eben noch Max Liebermann seine Werke ausgestellt hatte, konzipierte wenige Monate später Hitlers Architekt Albert Speer seine Vision von Germania – was Liebermann zum Ausspruch nötigte: »Ich kann gar nicht so viel essen, wie ich kotzen möchte ...«

\*

Bereits 1931, im Anschluss an Schmidts Erfolg im Streifen »Liebesexpress«, hatte Richard Oswald, der Altmeister des deutschen Films, Interesse an ihm bekundet; die Frage lautete nur, wer für den kleingewachsenen Schmidt ein wirklich glaubhaftes Drehbuch, eine maßgeschneiderte Rolle schreiben würde. Auf die herkömmlichen Handlungen solcher Filme – Entdeckung eines Talents, widrige Umstände verhindern dessen Entfaltung, Liebesgeschichte bringt neue Impulse, führt privat und beruflich schließlich zum Happy End – wollte sich Oswald begrifflicher Weise nicht einlassen. Die zündende Idee lieferte schließlich Drehbuchautor Ernst Neubach, Verfasser unzähliger Erfolgsschlager wie »Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren« oder »In einer kleinen Konditorei«. Warum nicht genau dort ansetzen, wo sich Schmidt von seinen Kollegen unterschied, nämlich bei seiner zu kleinen Statur? Weshalb nicht auf die außergewöhnliche Popularität Schmidts bauen und Elemente seines Lebens für den Film verwenden? Aufgrund solcher Überlegungen waren sich die Beteiligten auch bald über den Titel einig: »Der Sänger des Volkes«.

Schmidt wollte oder konnte an den Erfolg nicht so recht glauben. Oswald aber vermochte seine Skepsis zu zerstreuen und ihn davon zu überzeugen, dass sich ihm im Film die wirkungsvollste Chance bieten könne, sein eben verlorenes Wirkungsfeld am Radio zu ersetzen. Was aber weder Oswald noch Neubach –

geschweige denn Schmidt bedachten: inmitten der Dreharbeiten griff die Politik ins Projekt ein. Teile des Filmes waren bereits abgedreht, als die Zensur der neuen Machthaber ihr Missfallen am Arbeitstitel geltend machte. Im Frühjahr 1933 konnte der Jude Schmidt kein »Sänger des Volkes« mehr sein, Oswald musste sich den Umständen beugen, wollte er den Film zu Ende drehen. So entschied man, eines der Lieder von Hans May als Titel zu wählen; erst jetzt entstand »Ein Lied geht um die Welt«.

Charlotte Ander, die im Film die Schallplattenverkäuferin Nina spielte, erinnerte sich 1967 in einem Fernsehinterview an die Dreharbeiten:

Unsere Freundschaft begann mit einer kleinen Feindschaft. Als ich nämlich am ersten Tag zu den Dreharbeiten ins Atelier kam, da hatte Herr Schmidt meine schöne große gewohnte Garderobe besetzt. Ich war sehr wütend und beschwerte mich. Da kam der Onkel Engel, sein Manager und ständiger Begleiter. Onkel Engel: »Ja, der kleine Schmidt braucht den großen Raum, um sich einzusingen – da kann man nichts machen.« Aber während der Dreharbeiten in Berlin und Venedig, da habe ich ihn dann besser kennen- und ihn schätzen gelernt. Er war so einfach, so natürlich, ohne Starallüren – lebte nur für seinen Gesang. Die Frauen sind ihm ganz schön nachgelaufen, obwohl er doch weiß Gott kein Adonis war.

Mit gemischten Gefühlen sah Schmidt der seit Tagen ausverkauften Premiere am 9. Mai 1933 im Ufa-Palast am Zoo entgegen. Auch Minister Goebbels hatte durchsickern lassen, er werde mitsamt seinem Stab anwesend sein. Wiederholt war Schmidt zugetragen worden, dass Goebbels einer seiner ganz großen Bewunderer sei; dennoch – und umso mehr – fürchtete sich der Sänger vor einer persönlichen Begegnung und entschloss sich, der Premiere fernzubleiben. Und tatsächlich: Als die Lichter im Saal ausgingen, müssen Schmidts Darstellerkollegen Fritz Kampers, Victor de Kowa und Charlotte Ander feststellen, dass der Platz neben ihnen leer blieb ... Das Publikum

Der erste Versuch,  
Joseph Schmidt im  
Film zu beschäftigen:  
»Der Liebesexpress«  
(Deutschland, Urauf-  
führung Berlin, 9. Mai  
1931)



## Der Liebesexpress

Manuskript: Ladislav Vajda      Regie: Robert Wiene

Produktionleitung: Fred Lyssa

Musikalische Leitung: Max Niederberger

Schlagertexte: Robert Gilbert

Produktion: Greenbaum-Filmes. m. b. H., Berlin

Tonaufnahmeverfahren: **Ufa**

Personenverzeichnis:

Anni . . . . .	Dina Gralla
Kurt . . . . .	Georg Alexander
Fritz, dessen Freund . . . . .	Harry Hertsch
Annis Hausfrau . . . . .	Elise Auling
Baron . . . . .	Angelo Ferrari
Sänger . . . . .	Joseph Schmidt
Diener . . . . .	Karl Gramann

Verleih für Österreich:



**KOPPELMANN & REITER, WIEN VII**

Verleih für die C. S. R.:

**ELEKTA-FILM A.-G., PRAG II**

Die Schlagertlieder „Tausendmal Du“ und „Ich such' ein Mädel“ sind im  
Atrobi-Musikverlag, Berlin W 50, erschienen und durch alle Musikalien-  
handlungen zu beziehen.

schien davon nichts zu bemerken; gebannt folgte es der Handlung: Drei Freunde – so der Inhalt des Filmes – hausen in Venedig in einer Mansarde zusammen: Rigo, ein engagementloser Musikclown, Riccardo, ein Sänger mit einer herrlichen Stimme, der aber viel zu klein für eine Bühnenkarriere ist, und Simoni, der die beiden mütterlich betreut. Es gelingt Riccardo endlich durch eine List, zum Direktor des Rundfunks vorzudringen, und von da an geht es aufwärts; seine Stimme wird schnell populär. In einem Grammofoengeschäft verliebt er sich in die junge Verkäuferin Nina, die den Tenor verehrt und enttäuscht ist, als sie ihn kennenlernt. Riccardo leidet entsetzlich, als er erkennen muss, dass Nina sich seinem Freund Rigo zuwendet. Riccardo und Rigo sollen in einer großen Varieté-Nummer zusammen auftreten, Riccardo ist verschwunden, alle sind verzweifelt, im letzten Moment erscheint er, rettet die Vorstellung und hat einen Riesenerfolg, und Simoni macht ihm klar, dass er etwas Höheres als ein Mädchenherz besitzt: seine Kunst.

Kurz vor der Pause wurde Schmidt von Ufa-Direktor Grau angerufen: Er solle umgehend in den Ufa-Palast kommen, es zeichne sich ein ungeheurer Erfolg ab, im Saal brodle es wie in einem Hexenkessel. Als Schmidt endlich mit erheblicher Verspätung den Saal betrat, schlug ihm begeisterter Begrüßungsapplaus entgegen, und im weiteren Verlauf der Filmvorführung wurde jede Gesangsnummer Schmidts mit einem Beifallssturm quittiert. »Die Stimmung im Saal war eher als ›Delirium‹ zu bezeichnen«, erinnerte sich Textautor Ernst Neubach. Am Schluss der Vorstellung wurde Schmidt auf die Bühne gerufen; das begeisterte Publikum wollte den Sänger singen hören. Bereitwillig erfüllte er den Wunsch der tobenden Menge, trat an die Rampe und sang seine Filmlieder noch einmal. Ernst Neubach, der in der Nachbarloge der braunen Bonzen saß, erinnerte sich 1967: »Die Herren, die mit Goebbels gekommen waren, ärgerten sich sehr über diese ›klare politische Demonstration‹, und einer von ihnen sagte: ›Die Hebräer drängen wieder ganz schön vor.‹ Da schnitt ihm Goebbels ganz scharf das Wort ab und sag-



te: »Nein, meine Herren, das ist beste Propaganda – SOLCHE Filme müssen wir drehen.«

Es war pure Berechnung von Goebbels, dem jüdischen Sänger öffentlich zu applaudieren. Wollte er eventuelle Fragen umgehen, warum der populärste Tenor mit dem unverfänglichen Namen Schmidt plötzlich im Radioprogramm fehlte? Des- sen Verbleiben im Verband deutscher Kunst hätte die Loyalität der braunen Machthaber gegenüber jüdischen Stars für einige Zeit zu demonstrieren vermocht. Ernst Neubach verdanken wir ein weiteres, geradezu unglaubliches Detail: »Goebbels liebte Joseph Schmidt und hat ihm ein enormes Angebot gemacht. Wenn ich nicht irre, hat er ihm 80 000 Reichsmark MONATLICH! angeboten, wenn er am Rundfunk bliebe. Und er versprach, ihn zum »Ehrenarier« zu ernennen.« Nur widerwillig war Schmidt zum Essen der Filmpremiere erschienen. Dies hielt der Dirigent Max Neumann in einem Brief fest. Dabei erinnerte er sich auch des Ausspruchs von Goebbels: »Möge in Deutschland in der Juden- sache kommen, was wolle, Schmidt bleibt immer der Unsrige. Wer Jude ist und wer nicht, bestimme ich!«, wird der Propagan- daminister in seinem Größenwahn bald verkünden. Diesmal aber ging seine Rechnung nicht auf. Schmidt dachte keinen Mo- ment daran, seine Familie und seine Religion zu verleugnen, er wagte es, nicht auf diesen Irrsinn eingehen. Für diesen »Unge- horsam« sollte er noch büßen ...

»Großer, rauschender, unbestrittener Erfolg im Ufa Palast« – »Es war ein ehrlicher Erfolg«, bemängelt wurde von der Presse in den vorwiegend begeisterten Kritiken allenfalls, dass es »noch am Buch und an allzu langen Passagen« kranke, ein Film eben noch von »früher«. – »Was den Film aber dennoch zum Erlebnis werden lässt, das ist die Stimme Joseph Schmidts, die in diesen mit seinem Gesang unterlegten Aufnahmen in voller Klarheit und natürlicher Wärme dahinströmt.« Auch Vergleiche wurden angestellt, nämlich mit Jan Kiepuras »Das Lied einer Nacht«: »Seit diesem Riesenerfolg, der noch immer vor vollem Haus im Gloria-Palast gezeigt wird, hat die Ufa einen derartigen Beifall in

den Mauern ihrer Theater nicht gehört. Einen Beifall, der [...] in der Hauptsache [...] Joseph Schmidt galt, von dem das Publikum unter brausendem Applaus, Hochrufen und Winken eine Zuga- be forderte. Aber auch dann war es noch nicht zufrieden. Der Vorhang musste sich immer wieder teilen, und eigentlich war es schon Zeit für die nächste Vorstellung, als noch immer vor dem diesmal leeren Orchesterraum die begeisterten Zuhörer stan- den.« Der Schlusssatz in der Berichterstattung: »Reichsminister Dr. Goebbels wohnte der Premiere bis zum Schluss bei.«

Selbst der *Völkische Beobachter* meldete sich zu Wort:

Ein Sängerfilm, der in seiner Weise viele bessere Vorläufer hat. Wir rechten nicht mehr, denn was *wir* wollen (und errei- chen werden!), sieht wahrlich anders aus [...] Und was man nicht sagt, aber desto deutlicher sieht: er ist ein Jude. Jener Typ »demütiger Volljude«, mit dem man einstmals so ger- ne hausieren ging [...] Die Tendenz des Filmes – die Applau- dierenden, jene Ewiggestrigen, sie sahen sie nicht, wollten sie nicht sehen [...] Es wirkt peinlich, wenn eine Filmfir- ma, die in Deutschland produziert, sich einbildet, heute aus Deutschland ein Lied um die Welt gehen zu lassen, wie dies- es von Joseph Schmidt gesungene [...] Das Lied, das heute durch Deutschland klingt, hat anderen Rhythmus, hat schär- feren Marschtritt, hat aufpeitschendere Melodie, kommt aus ehrlicherem Herzen als das, was wir in dem Film hörten. Der Marschtritt eines Millionenvolkes, das Freiheitslied einer freiheitsdurstigen Menge, hat nichts mit dem zu tun, was in ödem Einerlei uns ein Volksfremder vortäuschen will!! [...] Möge dieses Lied um die Welt gehen, es wird übertönt wer- den vom Lied der nationalen Revolution. Der Gleichschritt der Millionen Braunhemden wird mit seinem Lied »Die Stra- ße frei den braunen Bataillonen« erkennen lassen, welche Töne in Deutschland angeschlagen werden müssen!

Und schließlich die lakonische Schlussbilanz: »Das Erfreulichs- te des Abends war das Vorprogramm: Der Tag der deutschen Arbeit!«

Die Besprechung der Premiere im *Berliner Lokalanzeiger* fiel ziemlich reserviert aus was das Drehbuch betraf, gönnt Schmidts Leistung aber uneingeschränkt den »im überreichen Maße gespendeten Beifall, der dem populären Mikrofonstar und seinem herrlichen Gesang galt«. Ganz im Sinn der neuen Zeit lautet auch hier der Nachsatz: »Im Vorprogramm hielt der Film vom 1. Mai wieder das Publikum gefangen. Beifall ertönte bei den bedeutsamen Worten Hindenburgs, Hitlers, Görings und Dr. Goebels, der als Gast der ersten Vorstellung beiwohnte.«

Schmidts persönlicher Triumph währte nur kurz. Schon am nächsten Tag drängte die Politik jegliches Geschehen in den Hintergrund: Lastwagen voller Literatur wurden herangekarrt, zu Haufen geschichtet und verbrannt. Diese öffentlichen Bücherverbrennungen, Höhepunkte eines von der deutschen Studentenschaft organisierten Aufklärungsfeldzuges »Wider den un-deutschen Geist«, galten dem Ziel, die öffentlichen Büchereien, die Buchhandlungen von unerwünschtem Schrifttum zu säubern. Das auszumerzende Schrifttum wurde kurzerhand den Flammen übergeben, begleitet von »Feuersprüchen« der johlenen Menge. Eine Woche später, am 16. Mai, veröffentlichte das *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* bereits die »erste amtliche schwarze Liste« für das Gebiet der schönen Literatur, die 135 Dichternamen enthielt.

\*

Zwei Szenen aus »Ein Lied geht um die Welt« (Deutschland, 1933)



Joseph Schmidts Filmerfolg glich einem medialen Paukenschlag, der denn auch dementsprechende internationale Angebote zur Folge hatte; einige seiner Sendungen aus Berlin und Wien hatten über den Atlantik auch die Neue Welt erreicht, und die NBC bemühte sich schon 1932, den Radiostar aus Europa für sich zu gewinnen. An eine Karriere in Amerika aber wollte Schmidt vorerst nicht denken. Zu sehr war er der deutschen Kunst verbunden und davon überzeugt, dass der braune Spuk ein baldiges Ende haben werde. Zudem schien ihm der Gedanke, seine Familie in unsicheren Verhältnissen in Rumänien zurückzulassen, unerträglich.

»Ein Lied geht um die Welt« fand – je nach politischer Gesinnung der Presse – in deutschen Städten ganz unterschiedliche Aufnahme. In Dresden konnte man lesen: »Eine Sensation und eine höchst angenehme Überraschung. Natürlich kennt man ihn vom Rundfunk her und von zahllosen Schallplatten, aber als Mensch, als künstlerische Erscheinung blieb er uns unbekannt. Nun rückt der Film uns Joseph Schmidt menschlich nahe und immer wieder lauscht man dieser wunderbaren Stimme, die mühelos aufsteigt und durch ihr männliches Timbre bezaubert.« Das aber sah der Redakteur der nationalsozialistischen »Kulturwacht« ganz anders: »Solange es noch möglich ist, dass der jüdische Rundfunktenor Joseph Schmidt Träger der Hauptrolle ist, merkt man von dem neuen Geist im Film noch wenig. Ein Lied geht durch Deutschland, das Lied Horst Wessels! Sein Geist muss auch in den deutschen Film eindringen.«

Wenige Wochen nach der Berliner Premiere lud der Schweizerische Filmverleih zu Aufführungen in die größeren Städte. Nebst den üblichen Lobeshymnen lässt ein Nachsatz aus *Die Volksstimme* zur Erstaufführung in St. Gallen aufhorchen. Denn die aktuelle Schweizerische Film-Wochenschau hatte auch einen gehässigen Vorfilm aus Deutschland übernommen: »Schade, dass dieses Kinoerlebnis dadurch getrübt wird, dass in der Wochenschau ein Hitlerfilm läuft, der vom Publikum (zu seiner Ehre sei es gesagt) mit zwiespältigen Gefühlen aufgenommen

wurde. Wir sind überzeugt, dass die große Mehrheit unter diesen Umständen gerne auf die Wochenschau verzichtet.«

Der Erfolg fand seinen Widerhall auch in den Konzerten. Einer Einladung aus Antwerpen folgend, sang Schmidt dort in der Königlichen Oper am 10. Juni 1933 ein Programm mit Arien von Massenet, Korngold, Mozart, Verdi und Puccini, der zweite Teil enthielt ausschließlich italienische Canzoni. Dass er sich künftig nie wieder von einem Publikum wird verabschieden können, ohne als letzte Zugabe »sein Lied« gesungen zu haben, wird ihm an diesem Abend bewusst. Beinahe entschuldigend, meinte er einem Kritiker gegenüber: »Was soll ich tun? Die Leute verlassen einfach den Saal nicht, ehe ich »es« gesungen habe.«

\*

Mit offenen Armen wurde Schmidt 1933 in Wien empfangen – und mit einer besonderen Ehre: Am 17. August eröffnete das renommierte Apollo-Kino die neue Spielzeit mit »Ein Lied geht um die Welt«. Ein Großserfolg auch in der Donaumetropole: »Es war ein gesellschaftliches Ereignis, wie man es sonst nur bei einer großen Opern- und Theaterpremiere erlebt«, bilanzierte die *Radiowelt* tags darauf. Des Weiteren:

Alles, was Rang und Namen hat, war erschienen, um den Wundertenor singen und sprechen zu hören. Joseph Schmidt konnte einen großen, einen überzeugenden Erfolg verzeichnen. Das Publikum war von seinen gesanglichen Leistungen derart begeistert, daß es zum Schluß, als der kleine Tenor plötzlich auf der Bühne des Apollo-Theaters erschien, ihn einfach nicht mehr weglassen wollte. Immer wieder und wieder mußte er singen. Er tat es gern. Um so mehr, als er auf einen derartigen Erfolg in der Stadt der Musik nicht gefaßt war. Er weinte Tränen vor Rührung, dieser kleine Mann mit der geheimnisvollen Stimme.

Er liebte Wien, und Wien liebte ihn. Über seine Zukunftspläne gab er der *Radiowelt* kurz nach der Filmpremiere geradezu euphorisch Auskunft:

Sagen Sie, bitte, Ihren Lesern, daß ich begeistert bin. Mein Wunsch, mein Lebenstraum ist erfüllt worden. Ich bin vom Wiener Publikum nicht gut, nicht sehr gut, nein, einfach begeistert aufgenommen worden. Wissen Sie, was das für einen Sänger bedeutet? Wissen Sie vielleicht, daß ein Konzertsänger nur dann von Erfolg sprechen kann, wenn ihn das Wiener Publikum anerkennt? [...] Daß ich selbst einmal auf der flimmernden Leinwand agieren könnte, kam mir nicht in den Sinn, denn die Natur hat mich nicht so ausgestattet, daß der Gedanke, ich könnte mit Hans Albers oder Willy Fritsch konkurrieren, sehr naheliegend gewesen wäre ...

Sagen Sie, bitte, allen Lesern, daß ich nur mehr einen Wunsch habe: so schnell als möglich nach Wien zurückzukommen und hier zu singen und zu filmen. Und wenn mich nicht alles täuscht, wird das sehr bald der Fall sein. Bis jetzt hat mein Regisseur Richard Oswald zwar noch kein geeignetes Buch gefunden, aber auch das kommt noch rechtzeitig. Im Herbst will ich unbedingt hier in Wien sein.

Jetzt fahre ich auf wenige Tage nach Gastein und Ischl. Dann geht es aber schon wieder weiter. Nach Paris, London, Berlin, Hamburg, Amsterdam und andere Hauptstädte. [...] Die Engagements sind in den letzten Wochen nur so hereingeregnet, und man kann doch nicht gut irgendwo absagen. Nicht? Also blieb nichts anderes übrig, als Arrangements zu treffen und es so einzuteilen, daß ich überall rechtzeitig eintröffe. Mit Flugzeug, Auto und Bahn werde ich es schon schaffen. Und nochmals zurück auf die Wiener: Ich bin völlig überzeugt, daß man mir nirgends in Europa einen auch nur annähernd gleichen Empfang bereiten wird. Von der Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit und dem hohen Musikverständnis der Wiener bin ich tief gerührt. Ach, ich bin so glücklich. Es ist keine Übertreibung, aber Donnerstag war der schönste Tag meines Lebens ...

»Man kann doch nicht gut irgendwo absagen« – eine Devise, an der vor allem Onkel Leo eisern festhielt, selbst wenn es um zwiespältige Schallplattenprojekte ging. Mit saloppen Titeln und seichten Schnulzen wie »Liebling, nach dem Tango vergiß mich« oder »In deinen Augen les' ich ein Märchen« bediente man zwar den Zeitgeschmack und erzielte gute Verkaufszahlen, alles aber auf Kosten des musikalischen Niveaus; frei nach Leo Engels Grundprinzip »Hauptsache Geld«. Dementsprechend seine Aufforderung etwa bei Zwischenhalten in großen Bahnhöfen: »Joseph, zeige dich auf dem Bahnsteig, das steigert den Absatz deiner Platten!«

\*

Der im Interview mit *Radiowelt* angedeutete Urlaub sollte nicht stattfinden, denn Joseph Schmidt wurde sehnsüchtig in Czernowitz erwartet. Die vor der Fertigstellung eines Spitals zu Ende gegangenen finanziellen Mittel hatten den Kultuspräsidenten Dr. Karl Guthertz auf die Idee gebracht, ein Benefizkonzert zu veranstalten, in der Hoffnung, den berühmtesten Sohn der Stadt dafür zu gewinnen. Wissend, dass dieser zur rumänischen Premiere seines Filmes am 12. September erwartet wurde, hatte man sich an Mutter Sara gewandt. Großer Überredungskünste ihrerseits bedurfte es nicht: Joseph Schmidts unkomplizierte Zusage versetzte die Stadt zusätzlich in Feststimmung. Eine stattliche Menschenmenge war zur Begrüßung erschienen, unter den zahllosen Gästen erblickte Schmidt auch jenen Arzt, der ihm zehn Jahre zuvor gesagt hatte: »Sie eignen sich zum Sänger etwa so, wie ich mich zum Tanzlehrer.« Lächelnd reichte ihm Schmidt die Hand: »Herr Doktor, Sie waren ein schlechter Prophet. Sie sind zwar wirklich kein Tanzmeister geworden – aber ich bin immerhin Joseph Schmidt.« – »Wahrhaftig«, bekräftigte daraufhin auch Dr. Mayer Ebner, Förderer aus Schmidts Jugendtagen, »klein ist er geblieben, aber groß ist er geworden.« Mayer Ebner bekam an jenem Abend die unumschränkte Bestä-

tigung dafür, wie richtig die Entscheidung war, den damals 20-Jährigen in Berlin studieren zu lassen. Treffend seine Formulierung in einem Brief aus späteren Jahren: »Sicher wäre Schmidt unter anderen politischen Umständen im damaligen Czernowitz ein kleiner, unbekannter, heute sicherlich vergessener Chasan irgendeiner Synagoge, irgendeiner Stadt im Osten geworden. Keines seiner Lieder wäre um die Welt gegangen und hätte den Ruhm des großen Sängers verkündet.«

Die Filmvorstellung und die sich anschließenden Festivitäten brachten selbst dem erfolgsverwöhnten Schmidt Huldigungen von ungewohntem Ausmaß: Um den Massenandrang bewältigen zu können, fand die Kinopremiere nicht nur im Capitol, sondern auch im Filmtheater Zentral im Musikverein statt.

Ungewohnten technischen Aufwand verlangte das für den 14. September angesagte Konzert zugunsten des jüdischen Krankenhauses. Stolz vermerkte die Presse im Vorfeld: »Mit Rücksicht auf den großen Andrang, der für dieses Konzert zu erwarten ist, wird dasselbe durch Lautsprecher in den Festsaal des jüdischen Hauses übertragen werden.« Unter der Rubrik »Theater und Kunst« gab die Rezension auch die Stimmung dieses ungewöhnlichen Abends wieder:

Das überfüllte Haus des Musikvereins ehrte gestern abends den berühmten Landsmann, wie man es erwartet hatte. Was sind Berlin und Wien, was das internationale Scheveningen – überall Sensation –, hier in Czernowitz jedoch sitzen Vater und Mutter im Saale, hier sind die Geschwister, hier horcht Schmidts erster Chorleiter aus dem Tempel, hier sind die vielen Jugendfreunde, hier sind wir alle, die Landsleute, und sind stolz auf ihn – eine einzige große Familie, die den nach Hause gekommenen Sohn ein einziges Mal bewundern und sich an seiner durchgebildeten, feinkultivierten Gesangskunst erfreuen konnte. [...] Ein Virtuose an Technik und Modulationsfähigkeit seines Tenors, vollständig italienisch ausgebildet – am wirkungsvollsten auch in den italienischen Liedern. Joseph Schmidt – jetzt auch im Auftreten weltmännisch dis-

zipliniert – ein Stern am künstlerischen Himmel, der noch nicht am Zenit ist. Die Begleitung besorgte stilvoll und mit Delikatesse Frau Dr. Bianca Krämer-Neuberger.

Da Schmidt auf jegliches Honorar verzichtete, überreichte man dem Gefeierten nebst einer Dankesurkunde auch einen goldenen Drehbleistift. Darauf eingraviert seine Initialen JS und das Datum »14. September 1933 – Kinderschutzverein Cernauti«. Ein symbolisches Geschenk, wie betont wurde, »damit er auch weiterhin in aller Welt große Verträge unterzeichnen könne«.

\*

Zurück in Wien, im Grand Hotel logierend, wollte Schmidt sich auf die nächste Hollandreise vorbereiten. Die Tournee begann am 11. Oktober mit einem Konzert in Hilversum – ein Abend mit Arien aus italienischen und russischen Opern. Fünf Tage später debütierte Schmidt in einer neuen Opernpartie: Erstmals sang er den Grafen Almaviva in Rossinis »Barbier von Sevilla«. Julius Ehrlich dirigierte; George Petit war Figaro und in der Rolle der Rosina gab es ein Wiedersehen mit Mary Fuchs. Sie war es, die drei Jahre zuvor bei der Berliner Produktion von Verdis »Maskenball« den Pagen Oscar sang. Die Arie des Grafen aus dem 1. Akt, »Ecco ridente in cielo«, hatte er bereits im Vorjahr im Wiener Konzerthaus gesungen, und die Presse attestierte ihm dabei, dass er einem Hermann Jadlowker oder Fernando de Lucia ebenbürtig sei.

Beruflich stand Schmidt nach wie vor hoch im Kurs. Auch in Städten, in denen er bis dahin nicht persönlich aufgetreten war, garantierten ihm seine Platten und der Film den Erfolg sozusagen als Vorschuss. Privat aber verschlug es auch ihn bald auf den Pfad der Gehetzten. Eine erste, gezielte Aktion gegen den Menschen Schmidt lanciert das Wochenblatt *Der Stürmer* in der 7. Ausgabe von 1933. Diese Hetzschrift, bereits 1923 von NS-Politiker Julius Streicher als »Wochen-

blatt zum Kampf um die Wahrheit« gegründet, verunglimpfte Schmidt unter dem Titel »So sieht er aus«: Schmidt unterscheidet sich von einem Lehnstuhl dadurch, dass dieser ein Streckessel, er aber ein Dreckstößel sei. Obwohl er »abstoßend häßlich« sei, hätte er sich als »Mister Czernowitz« beworben und könne nur auf Schallplatten singen usw. Dem Text entsprechend fiel auch die Karikatur von Philipp Rupprecht, Pseudonym »Flip« aus: Schmidt als Typus des geldgierigen, unrasierten »Stürmer-Juden« mit langer Nase und hervorstechenden Augen. Die Seiten des *Stürmers* hingen jeweils in den öffentlichen Schaukästen und sogenannten »Stürmerkästen«. Trotz solchen Demütigungen war Schmidt in diesem bewegten Jahr 1933 noch mehrmals bei Onkel Hermann in Berlin zu Besuch.

Gewaltig waren die Umwälzungen, die seit dem sogenannten »Geschäftsboykott« vom 1. April jüdisches Leben erschweren. Das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« versetzte Anwälte, Ärzte und einstige Inhaber amtlicher Stellen in den Ruhestand. Wer sich noch nicht dem Trend der Zeit untergeordnet hatte, den »warnten« Plakate und Schmierereien an jüdischen Geschäften und Kaufhäusern: »Deutsche! Wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden.« Wie die meisten der damals 525 000 Juden in Deutschland mag auch Joseph Schmidt geglaubt haben, dass die Hetze nur ein Aufflackern des jahrhundertalten Antisemitismus sei, die sich nach der nationalen



Zu Hause in Czernowitz, 1934, Joseph Schmidt mit Mutter Sara und Onkel Leo Engel

Sieges euphorie wieder beruhigen würde. Aber ein weiterer Schachzug der Nazis betraf ab 22. September 1933 alle Kunstschaffenden, wovon auch der ehemalige »Liebling des deutschen Volkes« nicht ausgenommen war: Das Gesetz der »Reichskulturkammer« verbot auch Schmidt jegliche Betätigung innerhalb des sogenannten »arischen Kulturlebens«. Zwar wurde in diesem Herbst mit dem Aufbau der »Jüdischen Selbsthilfe« begonnen, doch der Exodus namhaftester jüdischer Künstler war von da an nicht mehr aufzuhalten.

\*

Bedeutungsvolles Neuland betrat Joseph Schmidt am 4. November 1933: Ein Auftritt in der Mozartstadt Salzburg, im ehrwürdigen Festspielhaus, am Klavier begleitet von Michael Taube. Die Ankündigungen im Vorfeld schienen sich gegenseitig übertrumpfen zu wollen: »Der populärste Sänger der Gegenwart«, oder: »Joseph Schmidt, dessen einziges Konzert im Festspielhaus stattfindet, wird, wie der Kartenverkauf zeigt, mit einem für die heutige Zeit beispiellosen Interesse in Salzburg erwartet.« Auch eine Autogrammstunde wird groß angekündigt: »Joseph Schmidt – zugunsten der Winterhilfe – heute von 3 bis 4 Uhr, im Klaviersalon Katholnigg, Preis des Autogramms 50 Groschen.« Die Resonanz, die dieser Auftritt in der lokalen Presse fand, dürfte zum Verbindlichsten gehören, was über Joseph Schmidt und die Möglichkeiten seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit überliefert ist. Besonders aufschlussreich die Kritik in der *Salzburger Chronik*:

Nun war es auch dem Salzburger Publikum vergönnt, seinen Radioliebbling von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu begrüßen. [...] Im Konzertsaal, wo kein Mikrophon das Tonvolumen retouchieren kann und direkt der Kontakt zwischen Künstler und Zuhörer hergestellt sein will, büßt unwillkürlich dieser Glanz von seinem Nimbus ein. Grund hierfür ist die physische Beschaffenheit dieses sel-

tenen Gesangsgenies. Fehlt auch ein wenig an dem Tonvolumen, das der oft minder guten Akustik eines Konzertsaales spielend Herr werden sollte, so ist doch diese Stimme als Phänomen zu bewundern. Spielend gewinnt sie die Höhe, restlos sind die Übergangsregister ausgeglichen, und selbst in schwierigen Lagen gibt es bezaubernd zart ausklingende Töne. Atem- und Tonführung sind von bestechender Ruhe. Edles Piano ist das Schönste, was ein lyrischer Tenor zu verschenken hat. Das Programm ist demgemäß gewählt und enthält vornehmlich Meister aus der Blütezeit der Sangeskunst. Daß es zum Schlusse zu den üblichen Ovationen kam, wobei auch der Dank für so manche schöne Stunde vom Radio oder der Schallplatte her inbegriffen schien, war nur zu erklärlich, denn viele wären nicht sonderlich befriedigt gewesen, hätten sie nicht als Zugabe noch das Lied aus seinem Film »Ein Lied geht um die Welt« gehört. Ist dieses weltwandernde Lied auch nicht gerade konzertfähig, so hat es wenigstens propagandistischen Wert. Hoffentlich hören wir Joseph Schmidt wieder einmal in Salzburg.

Zu dem vom Kritiker gewünschten Wiederhören mit Schmidt sollte es nicht mehr kommen. Zwar findet sich auf der Rückseite des offiziellen Salzburger Pressefotos Nr. 1630/23122 der Vermerk: »Josef Schmidt bei den Salzburger Festspielen: Rundfunktenor Josef Schmidt wurde zur Mitwirkung an den nächsten Salzburger Festspielen eingeladen.« Unmittelbar daneben steht aber bereits: »Josef Schmidt, Sänger, Jude ...«

\*

In derselben Woche gab Joseph Schmidt zwei Auftritte im Wiener Musikverein, an denen auch der Komponist Wilhelm Kienzl, der Schöpfer des damals sehr populären »Evangelimann«, zugegen war. Am 28. Oktober notierte er in seinem Tagebuch: »... ging dann in den Musikverein (Direktionsloge), wo der glanzvolle lyrische Tenor Joseph Schmidt vor total ausverkauftem Haus ein

Konzert gab. Noch höher schlugen die Wellen am 15. November. Noch einmal Kienzl: »Abends zu Fuß zum Musikverein, in die Loge 1 links gegangen, zum überfüllten zweiten Konzert des Joseph Schmidt, das glanzvoll ausfiel. Gesänge von Puccini, Massenet, Meyerbeer, Durante, Mozart, Rossini und mein ›Selig sind, die Verfolgung leiden‹ aus dem ›Evangelimann‹, worauf ein solcher Sturm losging, dass Schmidt mich aus der Loge aufs Podium holte, wo ich ihm den Gesang, den er wiederholte, begleitete. Darauf folgte ein ungeheuer enthusiastischer Beifallsausbruch, der einer Huldigung ähnlich war.«

Marcel Prawy, der »Opernführer der Nation«, bei einem Vortragsabend über das Geheimnis um die Wirkung dieses Künstlers befragt, formulierte es so: »Mein Chef war Jan Kiepura – mein absoluter Favorit Richard Tauber. Da erschien der kleine Schmidt auf der Bildfläche, und plötzlich sprach die ganze Stadt nur noch von ihm. Er hatte eine absolut ungewöhnliche Ausstrahlung. Seine bescheidene, liebenswürdige Art wirkte wie ein Zauber. Wir Opernverrückten waren damals sehr eifersüchtig.«

\*

Inzwischen hatte Richard Oswald einen neuen Joseph-Schmidt-Film konzipiert: »Wenn du jung bist, gehört dir die Welt«, wiederum nach einem der zugkräftigen Lieder von Hans May benannt. Die Handlung des Films, nach altbekanntem Schema gezimmert: Carlo, ein Gärtner, ausgestattet mit einer herrlichen Tenorstimme, ist in Lisetta, die Tochter eines Schlossherrn, verliebt. Sie aber hat ihr Herz bereits an den Dorforganisten verloren. Um sie zu vergessen, geht Carlo in die weite Welt und wird berühmt. Als gefeierter Sängerstar will er nun, wieder in die Heimat zurückgekehrt, um Lisettas Hand anhalten, doch platzt er stattdessen direkt in deren Verlobung. Einmal mehr muss der Filmheld und Sängerstar auf ein privates Glück verzichten ... Immerhin: von Schmidts Kleinwüchsigkeit ist in diesem wie auch in den folgenden Streifen nicht mehr die Rede.

Gedreht wurde in den Sascha-Ateliers in Wien, und Schmidt schien diese Tage wie einen Urlaub zu genießen. Hier konnte er sich so geben, wie er war; dem Zauber seiner Persönlichkeit schien sich kaum jemand entziehen zu können.

Der Film wurde in einer Rekordzeit von nur zehn Wochen fertiggestellt, besondere Bedeutung gewann er nicht zuletzt durch die Mitwirkung des berühmten ungarischen Komikers Szöke Szakall: Er spielte die Rolle des Impresarios, die ursprünglich Leo Slezak zugeordnet war. Szakall, auch privat ein Erzkomödiant, verstand sich mit Schmidt bestens; gegenseitig nahm man sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit aufs Korn. Als der Aufnahmeleiter einmal nach einer Drehpause vergeblich nach Schmidt suchte, riet ihm Szakall, doch im ungeschnittenen Gras nachzusehen – »... das steht ja ziemlich hoch, und wer weiß, vielleicht wandelt Schmidt träumend darin herum«. Schmidt, der soeben hereintrat, hatte die schelmische Boshaftigkeit mitbekommen und warf, nicht verlegen um eine Revanche, mit einer Kokosnuss in die entsprechende Richtung. Volltreffer! Szakall hatte eine Schramme abbekommen, und der Maskenbildner war gefragt ...

Parallel mit seinen Erfolgen war auch Schmidts Selbstvertrauen gewachsen. Längst hatte er gelernt, auf die Menschen zuzugehen, Witzeleien zu seiner Statur konnte er mit einem herzhaften Lachen begegnen: So hieß es etwa, der Theaterdirektor in Riga habe ihm, nachdem er dort einen Konzertabend bestrit-



Szene mit Szöke Szakall aus »Wenn du jung bist, gehört dir die Welt« (Österreich, 1934)

ten hatte, ein Gastspiel als Lohengrin angeboten. Was Schmidt selbstverständlich abgelehnt habe: Das geht nicht, man könne Richard Wagners Oper doch nicht verfälschen. Wer rede denn von verfälschen, wollte der Operndirektor wissen. Worauf Schmidt entgegnete: »Wagner schreibt vor, daß im Nachen, der vom Schwan gezogen wird, ein Ritter in silberner Rüstung steht. Und statt dessen kommt nur ein vernickelter Frosch ...« Oft war es Schmidt selbst, der solche Storys erfand und zum Besten gab. Zum Beispiel über seine Anfängerjahre: Dass er als weitgehend noch unbekannter Sänger oft Bedenken gehabt habe, im Frack aufzutreten. »Leicht hätte es doch geschehen können, daß mir die Leute anstelle von Blumen Fische aufs Podium geworfen hätten – weil sie mich für einen Pinguin hielten ...« Besonderen Spaß bereitete ihm auch das Zusammenreimen von Filmtiteln zu ganzen – höchst kuriosen – Sätzen, wie zum Beispiel: »Der Tod im roten Jaguar ereilte die Nonne, die zusammen mit Romeo und Julia der Erzfeind des FBI war.« Oder: »In Afrika ohne Gnade erhielt die große Katharina den Grand Prix.«

Wo er hinkam, verbreitete er Fröhlichkeit; ein gutgelaunter Charmeur, um den sich vermehrt auch die Journalisten rissen – so anlässlich der Wiener Ravag-Übertragung von Verdis »Räuber«:

Vor seiner Rückreise nach Berlin treffe ich den glücklichen Besitzer dieser seltenen Tenorstimme [...] und plaudere eine Stunde mit ihm. Er freut sich wie ein Kind, da ich erzähle, wie viele Freunde und Bewunderer er bereits auch in Wien hat [...] Es ist richtig, er ist sehr klein – aber das ist auch der ganze Vorwurf, den man ihm machen kann. Er ist durchaus normal und sogar sehr gut gewachsen, ein bißchen schmal, wie es sich für 27 Jahre gehört, er sieht allerdings ganz und gar nicht wie ein berühmter Sänger, sondern wie ein netter, junger Student der Philosophie aus, ein sympathisches Gesicht mit ein paar sehr klugen und warm blickenden Augen, schwarzhaarig, mit jungen, lebhaften Bewegungen. »Ich muß Sie enttäuschen«, meint er, »denn es gibt gar nichts Geheimnisvoll-Romantisches bei

mir und in meinem Leben. Ich bin klug genug, um mir zu sagen, daß mein Kindertraum, Schauspieler zu werden, niemals Erfüllung finden kann, da mir nun einmal die gewissen zwanzig Zentimeter mehr versagt geblieben sind – allerdings helfen mir meine Erfolge als Sänger, um über diesen großen Schmerz, der mich einmal unglücklich zu machen drohte, hinwegzukommen [...] Doch lege ich Wert darauf zu betonen, daß ich niemals, wie oft geglaubt wird, italienische Schule genossen habe. Zum Singen gehört meiner Meinung nach wohl eine gewisse technische Arbeit, aber wenn man nicht über ein natürliches Gesangstalent verfügt, nutzt einem auch das jahrelange Studium nichts.«

»Was singen Sie am liebsten?«

»Alles, was schön ist und was mir Gelegenheit gibt, daß ich selbst daran Freude habe: besonders Mozart und Verdi [...] Gewiß, es sind gerade in letzter Zeit eine Menge Menschen zu mir gekommen und haben gemeint, ich solle trotz meiner unzureichenden Gestalt es wagen, auf die Bühne zu gehen; besonders in Wien wolle das Publikum in der Oper schön singen hören und die Gestalt sei nicht so wichtig, wenn eben die Stimme ungewöhnlich sei – aber ich möchte nichts Halbes. Vielleicht, wenn es einmal eine Rolle gibt, die es gestattet, daß ich so, wie ich eben bin, auf die Bühne hinausgehen kann, dann könnte ich mich entschließen – aber soll ich vielleicht den Cavaradossi singen und mich von Tosca und Scarpia von oben herunter ansehen lassen ...?«

Verständlich, dass bei so viel gewinnender Freundlichkeit der Journalist seinem Artikel den Nachsatz hinzufügte: »Um ihn ebenso freundlich zu behandeln wie er mich, habe ich beschlossen, sein Bild zu vergrößern.«

\*

Die restlichen Wochen des zu Ende gehenden Jahres waren randvoll mit Terminen: Außenaufnahmen für den neuen Film im südfranzösischen Toulon, dazu acht Schallplattenaufnahmen und zahlreiche Auftritte. Mit gemischten Gefühlen dürfte



Schmidt dem »Gesellschaftsabend« des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins »Concordia« entgegengesehen haben, der am 2. Dezember 1933 im großen Konzerthausaal angesagt war. Diese Atmosphäre von Sehen und gesehen Werden behagte ihm weit weniger als seinem Onkel, der stets darauf aus war, vorteilhafte Kontakte zu knüpfen. Ein wichtiges Datum war es dennoch: Zwar hatte man Schmidt nur für eine einzige Soloeinlage verpflichtet, doch handelte es sich dabei um eine mit Spannung erwartete Uraufführung: Erstmals sang er »Wenn du jung bist, gehört dir die Welt« aus seinem neuen Film – am Klavier vom Komponisten des Liedes, Hans May, begleitet. Anschließend richteten sich aller Augen auf das Erscheinen einer Dame, deren Glanz seit nunmehr einem Vierteljahrhundert alles überstrahlte: Fritzi Massary, die legendäre Göttin der Operetten von Leo Fall, Franz Lehár, Oscar Straus und Robert Stolz. Schmidt und Massary kannten sich bereits von gemeinsamen Auftritten in Berlin. Straus setzte sich persönlich an den Flügel, um die Diva zu begleiten. Im Rahmen ihres frech-frivolen Programms wird ihre berühmte Einlage aus Leo Falls »Madame Pompadour« nicht gefehlt haben – das Lied an die Adresse der Männer: »Im Liebesfalle [...] sind sie alle ein bißchen Tralala«.

Diese augenzwinkernde, kleine Bosheit dürfte bei Joseph Schmidt an jenem Abend ein nachdenkliches, betretenes Schweigen ausgelöst haben. Kürzlich erst war ihm an einem dieser »Gesellschaftsabende« eine stolze Schönheit vorgestellt worden: Lotte, aus Polen stammend, Jahrgang 1909, eine selbstbewusste Dame oder – wie es Fritzi Massary in einem ihrer Erfolgstitel zu singen pflegte – »eine Frau, die weiß, was sie will«. Dass diese Lotte mit Nachnamen Kohn hieß, geborene Reig, und bereits verheiratet war, schien vorerst unwichtig. Was anfänglich jedoch nach unverfänglichem Spiel aussah, nach der sprichwörtlichen Gunst des glücklichen Augenblicks, sollte sich bald zum Desaster entwickeln, nämlich in den herben Ernst einer zehn Jahre andauernden, stets von neuem zermürbenden, zwischen aufblackernder Leidenschaft und gröblich verletzten Gefühlen hin



Filmplakat »Wenn du jung bist, gehört dir die Welt« (Uraufführung Wien, 31. Januar 1934)

und her pendelnden jahrelangen krisengeprägten Verbindung. Wäre Schmidt fähig gewesen, den ruhmsüchtigen Charakter dieser Frau rechtzeitig zu durchschauen, hätten sich beide manche Konsequenz ersparen können.

\*

Ein ungewohntes Konzertpublikum versammelte sich am 20. Dezember im großen Konzerthausaal: »Zweitausend Kinder unter dem Weihnachtsbaum« titelte tags darauf *Das kleine Blatt*: »Eine Zeitung als Christkindl – das ist etwas Neues.« Nichts Geringeres hatten sich die Veranstalter in den Kopf gesetzt, als zweitausend Kinder arbeitsloser Eltern im Rahmen eines schönen Weihnachtsfestes zu beschenken. Und Joseph Schmidt hatte seine Mitwirkung zugesagt, obwohl er dafür eigens von den Dreharbeiten aus Südfrankreich anreisen musste. »Vielleicht wissen die Kleinen bei Beginn gar nicht, wer das ist«, heißt es in der Berichterstattung. »Nur weil der Conferencier ihnen einschärft: ›Kinder, auf Vorrat räuspern und husten, daß ihr dann nur ja nicht stört, sind sie gespannt und klatschen und patschen, daß es höher nicht geht. Aus dem ›Evangelimann‹ von Wilhelm Kienzl singt der berühmte Tenor zuerst. Das ist den Kindern fremd, sie hören nur achtungsvoll zu.« Dann kündigt Joseph Schmidt sein »Ein Lied geht um die Welt« an: »Da ruft das ganze Publikum dem Sänger freudig zu: ›Oh, dös is fein!‹ Natürlich muß er etwas draufgeben, und wieder ist es ein berühmtes Filmlied [...] Zweitausend Arbeiterkinder danken es ihm.«

\*

Der 22. Dezember stand ganz im Zeichen Puccinis, der an diesem Tag seinen 75. Geburtstag hätte feiern können. »Joseph Schmidt und Vera Schwarz sangen die schönsten Arien aus dessen Opern«, so das *Kleine Radioblatt*. »Der ganze Reiz Puccinischer Musik, der süße Schmelz, die weiche Schmiegsamkeit der Melo-

die lag in der im Rundfunk kaum zu überbietenden Wiedergabe durch den hervorragenden Sänger. Auch die wunderbar ausgeglichene Stimme seiner Partnerin erzielte tiefe Wirkung.«

Inzwischen würdigte die Presse nicht nur seine künstlerischen Leistungen, auch seine privaten Schritte wurden sorgsam beobachtet: Wo immer er auftauchte, erregte er Aufsehen und Neugier. Sogar in der hehren Wiener Staatsoper erfuhr er eine unverhoffte Huldigung, als er einer Aufführung von Tschaikowskys »Eugen Onegin« beiwohnte. Für ihn war es eine Wiederbegegnung mit alten Bekannten aus der Berliner Zeit: Bruno Walter stand am Dirigentenpult, Alexander Kipnis sang den Fürsten Gremin und Charles Kullmann den Lenski. Gekommen aber war Schmidt hauptsächlich wegen der Sängerin der Tatjana – der von ihm über alles verehrten Lotte Lehmann. Um unerkannt in den Zuschauerraum zu kommen, betrat Schmidt seine Loge erst in allerletzter Minute. Dennoch hatte sich seine Anwesenheit schnell herumgesprochen – in der Pause applaudierten plötzlich über zweitausend Opernbesucher dem illustren Gast in der Loge.

Ich habe mich nicht getäuscht. Mit diskreter Kopfbewegung bezeichnet der Portier dem Herrn, der soeben an die Loge getreten ist, die Richtung und sagt: »Die Damen warten alle auf Herrn Schmidt.« Es ist Herr Engel, der Impresario und ständige Begleiter von Joseph Schmidt, der rekonoszierend vorausgeeilt ist, ehe der kleine große Sänger selbst in der Halle erscheint. Seit sein Lied um die Welt gegangen, hat seine Beliebtheit Ausmaße erreicht, die einen rettenden »Schutz-Engel« oft recht nötig machen.

Auch jetzt übernimmt es Herr Engel, die Wartenden nach ihren Wünschen zu befragen. Als der Künstler den Schauplatz betritt, ist alles schon so weit vorbereitet, daß er nach ein paar Unterschriften und einigen freundlichen Worten entkommen kann ...

Nicht immer schien Joseph Schmidt dieses selbstherrliche Schalten und Walten seines Onkels zu behagen. Das wusste auch Rose Dampf, Schmidts ehemalige Studienkollegin aus Czernowitz, zu

bestätigen. Im Mai 1984 ließen sich ihre diesbezüglichen Erinnerungen in der *Stimme* in Tel Aviv nachlesen:

Seit 1926, als ich den damals noch unbekanntem Schmidt zu seinen Darbietungen während der Kinopausen begleitete, hatte ich jegliche Verbindung zu ihm verloren. Erst während meines Aufenthaltes in Wien begegnete ich seiner Stimme in einer Übertragung von Verdis »Räuber« wieder. Also ging ich ans Telefon und sprach mit der Ravag. Ich sagte, daß ich eine Landsmännin von Schmidt sei, worauf er mir mitteilen ließ, daß er sich sehr freue, von mir zu hören; er lade mich für den nächsten Tag auf 17 Uhr ins Grand Hotel ein. Die Erwartung, diesen berühmten Sänger nach Jahren wiederzusehen, versetzte mich in eine besondere Stimmung. Ich wurde in einen großen Salon geführt, in dem natürlich ein Flügel stand. Dann kam Joseph Schmidt – aber nicht allein! Ein Herr war mit ihm, der mir sofort unsympathisch war. Ich verstand sofort: Er wollte nicht, daß Joseph von seinen Landsleuten belästigt werde, denn alle wollten ja Geld von ihm. Joseph war auch sehr nett, während der Onkel kein Wort mit mir sprach, mich nur fortwährend anstarrte. Nachdem er uns einige Minuten gegönnt hatte, unterbrach er brüsk unsere Unterhaltung mit den Worten: »Joseph, vergiß nicht dein Konzert von heute abend. Du mußt noch ruhen und dich vorbereiten!« Dies klang wie ein Befehl, und Joseph setzte ein Lächeln auf. Es war nicht zu übersehen, daß er unter dem Druck seines »Schattens« litt.

Rückblickend auf 1933 musste Schmidt wohl den Verlust von Deutschland akzeptieren, durfte sich aber mit dem internationalen Durchbruch trösten. Der Siegeszug von »Ein Lied geht um die Welt« hatte ihm endgültig Tür und Tor geöffnet. Ob es nun die Sender Wien, Hilversum oder die BBC London, die seinen Gesang Ende September auch erstmals über die »Overseas-Australasien-Welle« verbreitete; das Mikrophon war ihm zum größten Konzertsaal der Welt geworden.